
Freya
von Korff
Pharaonenblut

PHARAONENBLUT

DIE PHARAONEN-SAGA BAND 1

FREYA VON KORFF





Freya
von Korff

Pharaonenblut



Impressum

Copyright: © Dr. Freya Gräfin von Korff gen. Schmising-Kerssenbrock
Rendsburger Landstraße 436, 24111 Kiel
info@freyavonkorff.com

Anmeldung zum Newsletter: https://freyavonkorff.com/newsletter/

Umschlaggestaltung: Ria Raven Coverdesign / www.riaraven.de
unter Verwendung von Bildern aus Shutterstock

Korrektorat & Lektorat: Berit Jarms, WortART Lektorat; Andrea Kuhn

ISBN: 978-3-98942-928-4
Buchvertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf
Herstellung: booksfactory, Polen

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch in Auszügen - nur mit Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden.

Für das Mädchen unter dem Bett



PROLOG

Er war nicht schnell genug.

Noch bevor Lawrence Tram sich überhaupt in Bewegung setzte, war er sich dieser unumstößlichen Tatsache bewusst. Er wurde gejagt. Eine Gestalt verfolgte jeden seiner Schritte, kam mit jeder Kurve, die er nahm, näher und würde nicht innehalten, bis sie ihn erwischt hatte. Es gab nichts, was er dagegen tun konnte. Dafür war das, was ihn verfolgte, zu mächtig, zu unberechenbar, zu gefährlich.

Dennoch begann Lawrence zu rennen. Getrieben von einer plötzlichen Energie in seinem Innerem, seinem unbedingten Willen zu leben, beschleunigte er seine Schritte auf eine beinahe übermenschliche Geschwindigkeit. Entschlossen raste er durch die leeren Gassen, schlug einen Haken, stürzte sich mit einem einzigen Sprung eine steile Treppe hinab und landete mit einem Donnern auf dem befestigten Ufer der Themse.

Lawrence gönnte sich einen einzigen tiefen Atemzug, ehe er sich mit zusammengebissenen Zähnen aufrichtete und weiterlief. Eine breite Brücke kam in Sicht und kaum, dass er aus dem schwachen

Schein der Laterne in ihren Schatten trat, war ihm, als legte sich ein Schleier um ihn. Nur seine Schritte hallten in dem steinernen Gewölbe wider, begleitet vom leisen Schwappen des Wassers.

Lawrence blieb stehen, schloss mühevoll seinen Mund und versuchte, seinen Atem unter Kontrolle zu bringen. Dem Dröhnen seines hämmernden Herzens zum Trotz lauschte er, konzentrierte sich allein auf seine Umgebung und fand ... nichts.

Ungläubig drehte sich Lawrence um, ließ seinen Blick den Weg entlang schweifen. Nichts stach ihm ins Auge. Niemand war hinter ihm.

Kann das wirklich sein?

Genau in dem Moment, als Lawrence beschlossen hatte, nicht länger nur seinen körperlichen Sinnen zu vertrauen, sondern seine Umgebung auf andere, auf *tiefe* Art abzusuchen, hörte er sie.

Die Schritte waren langsam, fast schon gemächlich, wurden aber stetig lauter und kündigten erbarmungslos seinen Verfolger an, der sich Lawrence unaufhaltsam näherte. Sie kamen von vorne. Eigentlich sollte dies unmöglich sein, war sich Lawrence doch sicher, seinen Verfolger wenige Minuten zuvor noch eindeutig hinter sich gesehen zu haben. Dennoch zweifelte er keine Sekunde daran, dass er nun aus eben jener Richtung auf Lawrence zukam, in die er gerade noch hatte fliehen wollen. Er wusste um die Fähigkeiten seines Verfolgers.

Darum blieb er still stehen und unternahm keinen weiteren Fluchtversuch, als die Gestalt sich aus dem Schatten der Brücke herausschälte. Die fahlen Lichtreflexionen der Wasseroberfläche fielen auf den schlanken Mann in der weiten Jacke und der ausladenden Kapuze. Als Lawrence' Blick das Gesicht seines Gegenübers fand, wurde ihm auf einen Schlag so eiskalt, dass er meinte, sein Blut gefröre in den Adern. Statt eines menschlichen Gesichts starrte er die harten Züge einer metallischen Maske an. Leblose Augen schauten zu ihm und die künstlichen Lippen bewegten sich nicht, als eine unna-

türlich verzerrte Stimme erklang: „Es hat keinen Sinn, weiterzulaufen."

Die Worte versetzten Lawrence einen unerwarteten Stich. Der Maskierte sprach die Wahrheit und trotzdem musste Lawrence an sich halten, nicht auf dem Absatz kehrtzumachen und erneut die Flucht zu ergreifen. Doch einer Sache war er sich sicher: Wenn er leben wollte, wenn er *weiterleben* wollte, musste er einen anderen Weg gehen.

„Dennoch muss ich zugeben: Einem Mann Ihres Alters hätte ich einen solchen Lauf gar nicht zugetraut."

Die Gestalt neigte spöttisch den Kopf und jetzt konnte Lawrence erstmalig die Maske auch von der Seite aus betrachten. Er würde nicht sagen, dass sein Leben bis zum heutigen Tag besonders spektakulär verlaufen wäre. Doch Lawrence hatte im Laufe seiner mittlerweile 65 Jahre mehr als einmal Dinge gesehen, die die Vorstellungskraft der meisten Menschen überstiegen. Er hatte in einer verbotenen Stadt gelebt, magische Artefakte in den Händen gehalten und den Berichten von Menschen gelauscht, die wahrhaftigen Göttern gegenübergetreten waren. Ein Mann aber, der sein Gesicht unter der Totenmaske eines Pharaos verbarg und der ihn scheinbar mühelos einmal quer durch London hetzte, versetzte auch Lawrence in blanke Panik.

„Ich weiß, woher Sie kommen. Und wer Sie sind", fuhr die Gestalt fort.

Lawrence schluckte merklich und ballte die Fäuste. „Und ich weiß, wer du bist", gab er tapfer zurück.

Anstatt darauf zu antworten, senkte die Gestalt den Kopf nur noch weiter.

„Ich weiß, dass du dich Ramses nennst." Lawrence zwang sich, allein daran zu denken, dass ihm nun die ungeteilte Aufmerksamkeit seines Gegenübers galt. „Und ich weiß, dass dies nicht dein richtiger Name ist."

Lawrence glaubte, die Zeit wäre für einen Moment stehen geblieben. Die Gestalt verharrte, schien kurzzeitig vollkommen bewegungslos zu sein. Dann aber richtete Ramses sich wieder auf, hob das mit dem ägyptischen Königsbart verstärkte Kinn seiner Pharaonenmaske und machte einen großen Schritt auf Lawrence zu.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“, schallte die verzerrte Stimme zwischen den Wänden wider – tief und bedrohlich.

Lawrence' Atmung ging immer schneller. Ramses war nun kaum mehr als eine Armeslänge von ihm entfernt.

„Und ich weiß auch, was du von mir willst“, machte Lawrence unbeirrt weiter.

Ramses senkte seinen Blick auf Lawrence. Der spürte eine Hitze in sich aufsteigen, als brächten ihn diese toten Augen zum Glühen.

„Von mir wirst du den Ring nicht bekommen.“ Lawrence legte so viel Nachdruck in seine Worte, wie er nur konnte.

„Wo ist er?“, kam prompt die Frage von Ramses. Sein metallisches Gesicht war dem von Lawrence nun so nah, dass dieser sein Spiegelbild darin erkennen konnte. Seine eigenen strahlend blauen Augen starrten ihn an, als wollten sie ihn daran erinnern, wer er war – *was* er war.

„Wo ist mein Ring?“, fragte Ramses noch einmal, lauter, drängender dieses Mal.

„Du kannst ihn nicht finden, nicht wahr?“, fragte Lawrence und spürte, wie sich tatsächlich einer seiner Mundwinkel zu einem fast spöttischen Grinsen hob. „Solange er entzwei ist, kannst du ihn nicht aufspüren. Du wirst ihn niemals bekommen.“

„Ein letztes Mal: Wo ist mein Ring?“

Lawrence ballte die Fäuste, holte so unmerklich Luft, wie er nur konnte und machte sich bereit für den einen Versuch, der ihm noch blieb, um sein Leben zu retten.

„Dein Ring?“ Seine Stimme war nun brüchig, ein Zittern erfasste seinen ganzen Körper. „Dieser Ring ist nicht für dich!“

Mit diesen Worten ließ sich Lawrence in die Knie sinken, ignorierte den Schmerz in seinen erschöpften Knochen und drehte sich stattdessen einmal um sich selbst. In derselben Bewegung griff er sich an den Gürtel, zückte die Waffe daran und fuhr den Kampfstab aus feinem Metall zielsicher aus.

Überrumpelt wich Ramses zurück, doch bevor Lawrence dem Maskierten die Beine wegziehen konnte, sprang dieser in die Höhe und die Waffe zerschnitt nur die Luft.

Wirbelnd und keuchend erhob sich Lawrence wieder, wollte sich gerade für den Gegenangriff bereit machen, als er verblüfft innehielt.

„Was zum ...“, murmelte er, als er in die wabernden Schatten starrte. Genau an der Stelle, wo soeben noch der Mann in der Pharaonenmaske gestanden hatte, breitete sich jetzt stille Finsternis aus. Ramses war verschwunden.

Lawrence verschwendete keine weitere Sekunde. Er fuhr seine Waffe wieder ein, drehte sich um und lief zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Die Treppe kam in Sicht und gerade, als er sich den Gedanken gestattete, dass er diese Nacht vielleicht doch lebend überstehen würde, zerstörte ein greller, gelber Schein jede Hoffnung.

Er war aus dem Nichts aufgetaucht. So lautlos und urplötzlich, wie er verschwunden war, kehrte Ramses zurück, befand sich auf einmal genau vor Lawrence und erhob ein Schwert, dessen Klinge aus reinem Licht zu bestehen schien. Lawrence lief direkt hinein, spürte den Stich in seinem Brustkorb kaum und wurde sich allem erst bewusst, als er donnernd in die Knie ging.

„Wie ... wie“, stammelte er, während eine schmerzende Kälte von seinem Herzen ausging. Sie kroch durch ihn hindurch wie ein Geschwür, das sich rasend in seinem Inneren ausbreitete.

„Wo ist der Ring?“, fragte Ramses noch einmal, als er sich vor ihn hockte, die starre Miene allein auf Lawrence gerichtet. „Sag es mir und ich halte es auf.“

Lawrence rang nach Luft, versuchte zu sprechen, schüttelte aber nur trotzig den Kopf. Angst packte ihn, nackte, schreckliche Angst. Er wusste, was mit ihm geschah, welches Schicksal ihn erwartete, wenn die Kälte nicht sofort aus seinem Körper vertrieben wurde. Dennoch würde er Ramses nicht sagen, was er wusste. *Niemals!*

„Von mir erfährst du nichts", schleuderte er dem Maskierten entgegen.

Der neigte nur wieder den Kopf zur Seite. Auf Lawrence wirkte der Ausdruck in dem Pharaonengesicht auf einmal spöttisch, beinahe amüsiert.

„So tapfer", murmelte Ramses. „Und für was?"

Die Kälte erreichte nun Lawrence' Glieder und er begann zu schwanken, konnte seinen Kopf kaum noch gerade halten. Mit seinem Geist klammerte er sich an den einen Gedanken, der ihn durchhalten ließ, der ihm jetzt noch Hoffnung gab. „Nicht für *etwas*", flüsterte er schließlich.

Lawrence sah nicht mehr, wie Ramses fragend den Kopf hob. Als er schließlich in sich zusammensackte, legte er seine letzten Kräfte in zwei Worte, die ihm in diesem Moment mehr bedeuteten als alles andere.

„Für sie."

Das Gefühl, wie er mit dem Kopf auf den Boden prallte, erreichte Lawrence nicht. Er fühlte auch nicht mehr, wie Ramses anschließend seine Taschen durchsuchte und ein einzelnes Blatt Papier mit einer handgeschriebenen Adresse ohne Namen darauf hervorzog. Zuletzt spürte er nur, wie er fiel: In Dunkelheit, in Stille, in eine Welt jenseits aller Grenzen.



TEIL EINS

WARTEN



KAPITEL 1

PENELOPE

Sie sehen mich nicht.

Die Worte hallten durch ihre Gedanken wie ein grausames Echo, das seine Botschaft so lange wiederholte, bis sie endlich begriff. Egal, wie lange sie hier stand. Egal, wie sehr sie hoffte, die Blicke der beiden Gestalten an dem Tisch nur wenige Meter von ihr entfernt würden auch nur in ihre Richtung wandern. Es würde nicht geschehen. Selbst als er lachend die Hände hinter den Kopf hob, sein Gesicht zum Fenster wandte, glitten seine Augen über sie hinweg, als wäre sie unsichtbar. Als gäbe es sie gar nicht.

Auch die Frau drehte sich einmal der Stelle zu, wo Pen stand. Doch der verträumte Ausdruck auf ihren Zügen, das Funkeln in ihren Augen und die Art, wie sie sich verlegen auf die Unterlippe biss, verrieten, dass auch sie keine Notiz von Pen nahm. Stattdessen strich sie ihm zärtlich über den Unterarm, bis er sich schließlich vorbeugte und ihr einen langen Kuss gab.

Penelope Knightport konnte nicht länger hinsehen. Stattdessen senkte sie den Kopf, während ihr langes, dunkelblondes Haar von einem frischen Herbstwind aufgewirbelt wurde. Die Enden ihres

dunkelblauen Dufflecoats bauschten sich auf. Instinktiv griff sie sich an die Kette mit dem Ring um ihren Hals. Eine seltsame Mischung aus Trauer, Schmerz und Selbstvorwürfen breitete sich in ihr aus. Was hatte sie denn auch anderes erwartet?

Sie löste sich von der Fensterscheibe, hinter der sie gestanden hatte. Stumm und unbeholfen setzte sie ihren Weg durch die belebte, mit goldenen Blättern gesäumte Straße fort. In ihren Ohren rauschte es, ihr Herz schlug unregelmäßig und in ihrer Magengrube breitete sich ein Gefühl aus, als hätte ihr jemand einen Faustschlag versetzt. Nach ein paar Metern musste sie sich an einer Laterne abstützen, weil sie kurz glaubte, ihr würde so schlecht, dass sie sich übergeben müsste. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach der Fassade, an der sie vorbeihumpelte. Sie krümmte sich leicht, atmete tief durch und drängte die Tränen zurück, die ihr in die Augen schossen.

Ihre Gedanken rasten, drehten sich so schnell um sich selbst, dass sie kaum Sinn ergaben. Nur einer von ihnen schien klar: *Sie haben mich nicht gesehen. Sie sehen mich nicht. Niemand sieht mich. Als gäbe es mich gar nicht.*

Sie wusste später nicht mehr, wie lange sie dastand und um Fassung rang, während die Menschen sich auf dem schmalen Londoner Bürgersteig an ihr vorbeischoben. Keiner von ihnen schenkte ihr groß Beachtung. Pen hatte es nicht anders erwartet und doch wurde sie sich dieser Tatsache in diesem Moment schmerzlich bewusst.

Bevor sie sich allerdings in der Idee verlieren konnte, wie es sich vielleicht anfühlte, bliebe jemand stehen – nur ein einziges Mal –, um sie zu fragen, wie es ihr ging, riss sie sich zusammen und erinnerte sich an das, was sie tief in ihrem Inneren wusste.

Es würde nichts ändern. Würde man sie jetzt ansprechen, würde sie einem Fremden niemals erzählen, was wirklich in ihr vorging. Sie könnte nicht erklären, dass ihr Herz gerade in tausend Stücke zersplittert war – und das, obwohl sie angenommen hatte, es wäre längst

zerbrochen. Sie würde nicht sagen, dass sie sich wie Mangelware vorkam und dass dieses Gefühl nichts mit ihrem gebrochenen Fuß in dem orthopädischen Schuh zu tun hatte. Sie war niemals so, wie sie sein sollte, niemals die Richtige, niemals genug. Jeder, den sie kannte, wusste das.

Das galt auch für Oliver und Kate. Selbst wenn die beiden Pen durch das Fenster entdeckt hätten, was hätte das geändert? Sie hätten nicht ungeschehen machen können, was sie getan hatten. Wenigstens musste Pen sich jetzt nicht mit ihren Erklärungen und Rechtfertigungen auseinandersetzen. Wenigstens konnte sie jetzt in ihrer Trauer versinken, ohne sich noch mit dem schlechten Gewissen derer auseinanderzusetzen, denen sie mehr vertraut hatte als irgendjemandem sonst.

Sie merkte erst, dass sie ihren Weg fortsetzte, als ein stechender Schmerz in ihrem Fuß sie zum abrupten Anhalten zwang. Am liebsten hätte sie laut geflucht. Sie wollte rennen, davonrennen. Laufen war immer ihre Leidenschaft, ihre Chance gewesen, dem Leben und seinen Ungerechtigkeiten zumindest kurz zu entkommen. Ausgerechnet jetzt, da sie am liebsten vor allem fliehen würde, ließ ihr Körper sie im Stich.

Sie biss die Zähne zusammen, stöhnte auf und stützte sich auf das Knie ihres gesunden Beins. Sie bereute es, gegen den ärztlichen Rat ohne Krücken aus dem Haus gegangen zu sein, sich zu schnell zu viel zugetraut zu haben. Wieder einmal.

Da hörte sie es. Als sie den Kopf in Richtung des quietschenden Bremsgeräusches hochriss, wusste sie bereits, dass es zu spät war. Die Reifen des schwarzen Londoner Taxis schlitterten über den Boden, sein Heck geriet wegen des plötzlichen Manövers ins Schleudern und die Scheinwerfer rasten unaufhaltsam auf Pen zu.

Sie konnte nichts tun. Ihr letzter vollständiger Gedanke war, dass sie nicht hätte hier sein sollen, dass es sie gar nicht geben sollte: nicht

hier, nicht jetzt, nicht so. *Es wäre besser, gäbe es mich nicht.* Dafür war es zu spät.

In dem Moment, in dem sie spüren sollte, wie der Rumpf des Fahrzeugs sie erfasste, in dem sie eigentlich in die Luft geschleudert und für immer aus dieser Welt geworfen werden sollte, geschah etwas anderes.

Er kam wie aus dem Nichts. Seine Hände legten sich um ihre Hüften, rissen sie vom Boden und in einer einzigen blitzschnellen Bewegung wurde sie von der Mitte des Zebrastreifens auf die andere Seite der Fahrbahn befördert. Sie verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden, während das Taxi an ihr vorbeirauschte. Sein Luftzug wirbelte noch Pens Haarsträhnen auf, als sie wie in Zeitlupe dabei zusah, wie es rumpelnd zum Stehen kam.

Es dauerte mehr als drei Herzschläge, bis Pen begriff, was sich abgespielt hatte. Dann wurde sie sich des Mannes bewusst, der sie just in diesem Augenblick scheinbar mühelos vom Boden zog und sie fast schon behutsam wieder auf die Füße stellte.

„Was ... was zum ..."

„Pass besser auf!", raunte ihr eine tiefe, leicht gehetzt klingende Stimme zu.

Pen hob den Kopf, wollte den Mann anschauen, der nicht weniger getan hatte, als ihr Leben zu retten. Doch ihre Sicht war getrübt von einem Tränenschleier. Alles, was sie ausmachen konnte, waren markante, männliche Züge und eine kräftige hochgewachsene Gestalt, die ihre eigene um mehr als einen Kopf überragte.

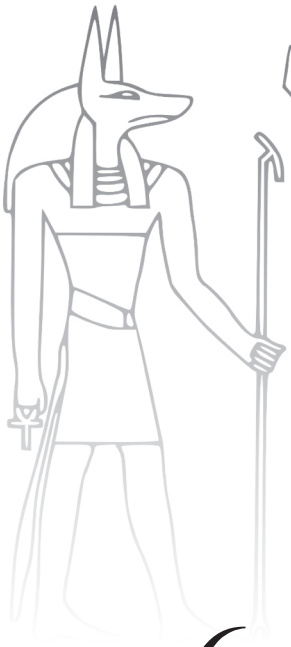
Er ließ sie los, löste seine großen Hände von ihren Seiten und trat einen Schritt zurück. Ohne ihr weiter Aufmerksamkeit zu widmen, ohne ein Wort des Abschieds, wandte er sich einfach um und machte Anstalten zu gehen.

„Warte!" Das Wort flog wie von selbst aus Pens Mund. „Da... Danke!", gab sie mit brüchiger Stimme von sich.

Trotz ihres verschwommenen Blicks konnte sie sehen, wie der

Mann kurz innehielt. Er nickte kaum merklich und murmelte fast schon beiläufig, als sei es das normalste der Welt: „Schon ok." Dabei machte er vor dem Wort ‚ok' eine eigentümliche Pause, als habe er etwas anderes sagen wollen, sich aber in letzter Sekunde dagegen entschieden.

Pen blieb wie angewurzelt stehen, wartete, hoffte beinahe, dass der Mann sich noch einmal zu ihr umdrehen würde. Er aber ging davon und verschwand. Dabei sank nur langsam eine eigenartige Erkenntnis in ihr Bewusstsein. Jemand hatte sie gesehen. *Er* hatte sie gesehen. Und das veränderte alles.



KAPITEL 2

JOHN

„Wie siehst du denn aus?“

Die Worte ließen John mitten in der Bewegung erstarren. Irritiert wirbelte er herum und starrte in die beinahe schwarzen Augen einer hochgewachsenen jungen Frau, deren Stirn in tiefe Falten gelegt war. Erst als er das verstohlene Grinsen auf ihren Lippen entdeckte, lächelte er knapp, verschränkte die Arme und legte den Kopf schief.

„Was meinst du?“

„Du siehst aus, als hätte dich ein Auto überfahren!“

Mit dem Kinn deutete sie auf Johns geöffnete und völlig schief sitzende Lederjacke. Ihr glattes schwarzes Haar, das in einen akkuraten Bob geschnitten war, schimmerte im grellen Licht der Deckenlampen, als bestünde es aus Metall.

John sah an sich hinab und schüttelte verärgert den Kopf, ehe er sich den Staub vom Leder klopfte und die Jacke wieder zurechtrückte. Schließlich fuhr er sich mit den Fingern durch sein unordentliches dunkelbraunes Haar, breitete die Arme aus und setzte sein liebenswürdigstes Lächeln auf.

„Besser?“

Cassandra Meela war schon immer immun gewesen, wenn es um seinen Charme ging. Als es ihm zuletzt gelungen war, sie wenigstens zum Kichern zu bringen, waren sie noch Kinder gewesen. Daher wunderte es John auch nicht, als sich die Falten auf Cassandras Stirn vertieften, sie lautstark mit der Zunge schnalzte und einen großen Schritt auf ihn zumachte.

„Wie oft muss ich es dir eigentlich noch sagen?“, zischte sie, griff beherzt an den Ärmel seiner Jacke, der bis zur Armbeuge hochgerutscht war, und zog ihn schwungvoll nach unten, sodass sein Unterarm und die Symbole darauf, die von einem golden schimmernden Rahmen umringt wurden, wieder verdeckt waren.

„Niemand darf die Kartusche sehen. Niemand!“

John öffnete den Mund, schloss ihn jedoch sogleich wieder und schnaubte lautstark. Abwehrend machte er einen Schritt nach hinten und funkelte Cassandra genervt an.

„Du klingst ja schlimmer als meine Mutter! Die Leute halten das für eine Tätowierung“, verteidigte er sich.

„Die falschen Leute nicht“, gab Cassandra durch zusammengebissene Zähne zurück. „Du weißt nie, wem du begegnest! Wir dürfen nicht auffallen.“

Als John augenrollend zur Seite sah, legte Cassandra ihm tadelnd eine Hand auf die Schulter. Er hasste es, wenn sie das tat. Sie trennten nur wenige Jahre und John war immerhin mittlerweile 21 Jahre alt. Trotzdem sah sie in ihm noch immer kaum mehr als einen kleinen Jungen und nicht den Mann, zu dem er mittlerweile geworden war. Kartusche hin oder her.

„Hey! In dieser Stadt wimmelt es nur so von Sekundanten des Syndikats. Schon vergessen?“

John schluckte. Sein Blick glitt dabei über Cassandras linken Unterarm, der selbstverständlich gut eingepackt im Ärmel ihres weißen Rollkragenpullovers steckte. Niemand ahnte etwas von den

goldenen Hieroglyphen, die sich darunter verbargen. John aber fühlte die Energie, die von den altägyptischen Symbolen ausging, beinahe so deutlich wie die derer auf seinem eigenen Arm.

„Sind wir deswegen hier?“, fragte er und deutete knapp auf ihre Umgebung.

Er und Cassandra standen in einem der modernen Flure des Barts – dem St Bartholomew’s Hospital im Herzen Londons. Eine stetige Reihe von Krankenpflegern und Ärzten strömte an ihnen vorbei, allesamt von Kopf bis Fuß in Schutzanzüge eingekleidet; Nasen und Münder unter weißen Masken verborgen. Sie alle zwängten sich durch ein Paar massiver Flügeltüren, durch deren Spalt John hier und da einen Blick riskieren konnte. Der Anblick der Kranken auf der Isolierstation, die bewusstlos an unzähligen Schläuchen hingen und, so gut es ging, vom ratlosen Personal versorgt wurden, versetzte ihm jedes Mal einen Stich. Es war den Medizinern anzusehen, dass sie keine Ahnung hatten, was die Menschen plagte. Wie konnten sie auch? John und Cassandra waren aller Wahrscheinlichkeit nach die einzigen weit und breit, die wussten, welches Leiden über sie gekommen war – und dass keine noch so umsichtige Schutzmaßnahme verhindern konnte, dass es weitere Opfer befiel.

„Deine Mutter hat mir ihren Kontakt in London geschickt, mit dem sie zuletzt wegen des Ringes gesprochen hat“, erklärte Cassandra mit gedämpfter Stimme. „Ich war bei seiner Wohnung. Aber keine Spur von ihm oder dem Ring. Seine Nachbarin sagte mir, dass sie ihn seit vorgestern Abend nicht mehr gesehen hat.“

John spürte, wie sich ein unangenehmes Kribbeln in seiner Magengrube ausbreitete. „Aber das muss doch noch gar nichts heißen.“

Cassandra nickte knapp. „Stimmt. Aber ich dachte, bevor wir ihn in dieser Stadt wie eine Nadel im Heuhaufen suchen, sollten wir den schlimmsten Fall direkt ausschließen.“

Damit setzte sie sich in Bewegung und marschierte zielstrebig auf

einen kleinen Tresen zu, hinter dem eine übermüdet wirkende Krankenschwester lustlos Daten in einen Computer eintippte. John folgte mit nur einem Schritt Abstand.

„Entschuldigen Sie bitte!“ Cassandras Stimme klang vollkommen verändert. Es überraschte John jedes Mal aufs Neue, wenn er hörte, wie freundlich und verbindlich sie sich geben konnte. Ihm kam es dann vor, als könnte sie ihre kühle, berechnende Art ablegen wie ein Kleidungsstück, um zu jemand ganz anderem zu werden. Mit ihm sprach sie niemals auf diese Art und Weise.

„Kann ich Ihnen helfen?“ Der Tonfall der Krankenschwester war monoton, so als spulte sie eine Platte ab, die sie an diesem Tag schon zu oft hatte auflegen müssen.

„Ich bin auf der Suche nach meinem Onkel und man sagte mir, dass er hier eingeliefert worden ist“, log Cassandra wie gedruckt.

„Name und Geburtsdatum?“

„Sein Name ist Lawrence Tram“, entgegnete Cassandra.

„Und sein Geburtsdatum?“

Als Cassandra nicht gleich antwortete, sprang John hastig ein. „3. Mai 1960!“

Cassandra warf ihm einen irritierten Blick zu, doch er zwinkerte ihr nur unmerklich zu. *Vertrau mir*, dachte er stumm. Die Menschen liebten es, falsche Informationen richtigzustellen – selbst, wenn sie dabei Dinge preisgaben, die sie eigentlich für sich behalten sollten.

Die Krankenschwester gab über die Tastatur die Daten ein, klickte ein paar Mal mit der Maus und verzog schließlich skeptisch den Mund.

„Ich habe hier einen Lawrence Tram“, murmelte sie schließlich. „Dessen Geburtstag ist aber der 23. März 1960.“

John schlug sich theatralisch vor die Stirn. „Stimmt ja. Der 3. Mai ist der Geburtstag unserer Tante. Bitte entschuldigen Sie. Ich verwechsele das immer.“

Die Krankenschwester beäugte John und Cassandra misstrauisch.

Überhaupt schien sie die beiden Gestalten, die optisch gesehen keinerlei Ähnlichkeit aufwiesen, zum ersten Mal wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Sie enthielt sich aber jedes weiteren Kommentars. Stattdessen erklärte sie nur müde: „Ihr Onkel ist auf der Isolierstation. Besuche sind derzeit aus Sicherheitsgründen nicht gestattet. Tut mir leid."

„Ich danke Ihnen." Cassandra wandte sich eine Spur zu schnell ab. John hingegen schenkte der Krankenschwester noch ein dankbares Lächeln, bevor auch seine Züge einen Ausdruck bitterer Enttäuschung annahmen.

„Und was jetzt?", fragte er, als er sich wieder zu Cassandra gesellte. Deren dunkle Augen fixierten die Flügeltüren, hinter denen sich die Isolierstation befand. In irgendeinem dieser Betten lag Lawrence Tram gemeinsam mit ihrer einzigen brauchbaren Spur. John wusste, dass der Mann in nächster Zeit nicht aufwachen würde, nicht aufwachen *konnte*.

„Deine Mutter hätte den Ring nie aus der Hand geben sollen", knurrte Cassandra verärgert, ohne auf Johns Frage einzugehen.

Der seufzte tief. Es war nicht das erste Mal, dass Cassandra dies zu ihm sagte, und er hasste es, dass er ihrer Kritik nichts entgegenzusetzen hatte.

„Es ist, wie es ist", wich er aus und senkte seine Stimme. „Daran können wir jetzt auch nichts mehr ändern. Lass uns nochmal zu Lawrence' Wohnung gehen. Vielleicht finden wir ja dort einen Hinweis."

Cassandra schien ihn gar nicht zu hören. Ihr Blick war glasig, als schaute sie in die Ferne, an einen Ort, den nur sie sehen konnte. „Wenn *er* ihn bekommt ...", begann sie.

„Das wird er nicht!", unterbrach John sie und klang dabei überzeugter, als er eigentlich war. „Wir wissen, dass er in London ist. Wir werden ihn finden."

„Wer auch immer den Ring hat ...", sagte Cassandra und sah John

nun endlich wieder aus ihren feurigen Augen an. „... ich hoffe, die Person weiß, was ihr da eigentlich anvertraut wurde."

Damit wandte sich Cassandra zum Gehen. Das Geräusch ihrer festen Stiefel auf dem Boden hallte durch den Krankenhausflur. John verharrte noch einen Augenblick, dachte an seine Mutter und die Entscheidung, die sie getroffen hatte, als sie das vielleicht wichtigste Artefakt seiner Familie aus der Hand gegeben hatte. Cassandras Worte hallten durch seinen Kopf. Auch er hoffte, dass wer auch immer den Ring jetzt in Händen hielt, seiner Verantwortung gewachsen war. Doch was, wenn nicht?



KAPITEL 3
PENELOPE

In dem Päckchen bewegte sich etwas. Gedankenverloren drehte Pen den unscheinbaren braunen Umschlag in ihren Händen, sodass die kleinen Gegenstände darin durch ihre Finger rutschten, getrennt von ihrer Berührung allein durch Papier, Luftpolsterfolie und einer dünne Schicht Tinte, mit der ihr Name geschrieben worden war.

Penelope Knightport
Das Warten ist vorbei.

Das Päckchen war noch ungeöffnet. Ein Vermerk zum Absender befand sich nicht darauf und Pen wusste nichts über seinen Inhalt. Seit Tagen schon befand es sich in ihrem Besitz, ohne dass sie sich dazu hätte durchringen können, es zu öffnen. Sie war sich nicht wirklich sicher, wieso. Weil sie darauf hoffte, dass etwas Außergewöhnliches, etwas Besonderes darin wartete? Etwas, das ihr Leben veränderte? Oder weil sie genau das befürchtete?

„Pen?“

Pen zuckte zusammen, schob instinktiv den Umschlag unter den Arbeitstisch und drehte sich schwungvoll auf dem Hocker herum.

„Kannst du mir bitte helfen? Schnell!“

Am anderen Ende des Raumes saß Emily Bishop, die Inhaberin der kleinen Schmuckmanufaktur in Londons Juwelierquartier, auf einem ähnlichen Hocker. Sie beugte sich über die Platte ihres Werktisches und hantierte mit zwei Pinzetten an einem winzigen Stück Metall. Pen erkannte bereits an den zusammengebissenen Zähnen und den tiefen Falten, die sich in Emilys sonst so freundliches Gesicht gruben, worin das Problem bestand.

„Ich komme!“, rief sie schnell und sprang auf. Dabei vergaß sie wieder einmal ihren verletzten Fuß und ein stechender Schmerz schoss ihr komplettes Bein hinauf. Pen presste die Lippen aufeinander, unterdrückte einen Fluch und humpelte zu Emily. Deren Finger zitterten mittlerweile so stark, dass sie drohte, den zarten Ring, an dem sie arbeitete, samt ihres Werkzeuges fallen zu lassen.

„Ich ... ich ... schaffe ...“

„Lass mich“, sagte Pen ruhig, konzentrierte sich allein auf Emily und nahm ihr behutsam die Werkzeuge aus den bebenden Fingern. Anschließend trat Emily zur Seite und ließ zu, dass Pen den Ring in der Pinzette in die richtige Richtung drehte, um anschließend mit einer weiteren ein hauchdünnes Goldblatt in die noch getrennte Ringschiene zu legen. Pens Atmung beruhigte sich, während sie mit einer Zange den offenen Ring zusammenpresste, bevor sie die Lötpistole ergriff und eine hellblaue Flamme daraus hochschießen ließ. Ohne auch nur zu zucken, tauchte sie den Ring in das hellblaue Licht und sah geduldig dabei zu, wie das dünne Metallplättchen zerschmolz, um mit dem bislang unfertigen Ring eine Einheit zu bilden. *Etwas Neues.*

„Nimm ihn raus“, riet Emily.

Pen aber schüttelte den Kopf. „Einen Moment braucht er noch“,

murmelte sie mit einer Stimme, in der nicht der Ansatz von Zweifel mitschwang.

„Jetzt!“ Mit diesen Worten schaltete sie die Flamme aus, wirbelte herum und tauchte den nun geschlossenen Ring in den Wasserbehälter, den Emily schon bereitgestellt hatte. Zischend und dampfend versank das Metall unter der Oberfläche.

„Und?“, wollte Emily wissen und schaute Pen über die Schulter, als die das noch unfertige Schmuckstück aus dem Wasser zog. Fachmännisch betrachteten die beiden Frauen die Lötstelle des goldenen Rings. Ein versonnenes Lächeln schlich sich auf Emilys Züge.

„Ich kenne niemanden, der das so schnell gelernt hat wie du“, lobte sie ihren Schützling und klopfte Pen anerkennend auf die Schulter.

„Ich mache es einfach sehr gerne“, spielte Pen das Lob herunter, legte den abgekühlten Schmuck auf das raue Holz und drehte sich zu Emily um.

Die ließ sich seufzend zurück auf ihren Hocker sinken und machte eine abwehrende Handbewegung. „Mir hat dazu immer die Geduld gefehlt. Man muss den richtigen Zeitpunkt abwarten. Und warten kann ich einfach nicht“, meinte sie grinsend und die beiden Grübchen, die Pen an ihr so liebte, erschienen auf ihrer dunklen Haut. Emily strich sich eine weiße Haarsträhne aus der Stirn und neigte den Kopf. „Anders als du.“

„Was? Ich kann warten?“

Emily gab nur ein zustimmendes Brummen von sich.

„Ja, vielleicht“, antwortete Pen und war sich nicht ganz sicher, was sie davon halten sollte. Widersprechen konnte sie der Aussage allerdings nicht.

„Das ist eine Gabe, weißt du?“

„Warten zu können?“ Pen lachte leise und schleppte sich zurück zu ihrer eigenen Werkbank.

Emily nickte. „Geduld“, erklärte sie.

Pen wusste nicht, was sie darauf antworten sollte. Ihre Gedanken wanderten zu dem Umschlag, den sie unter der Tischplatte versteckt hatte und den Worten, die darauf geschrieben standen:

Das Warten ist vorbei.

„Ist alles in Ordnung mit dir, Pen?“ Emilys Tonfall war nun verändert. Sie klang beinahe streng und tadelnd. „Ist etwas passiert?“

„Wie kommst du darauf?“, versuchte Pen auszuweichen. „Mir geht es gut!“

Eine von Emilys Augenbrauen wanderte in die Höhe und warf eine tiefe Falte in ihre trotz ihres Alters noch immer ebenmäßige Haut.

„Dein Gesicht sagt aber etwas anderes. Und die Schürfwunde auf deiner Stirn auch.“

„Was?“

Eilig wollte Pen aufstehen, zu einem der zahlreichen Spiegel in der Werkstatt eilen, um herauszufinden, ob sie tatsächlich doch eine Verletzung von ihrem Sturz davongetragen hatte.

„Pen!“ Emily hielt sie auf, bevor sie erneut hastig ihren verletzten Fuß belasten konnte und drückte Pen in ihren Stuhl zurück.

Schuldbewusst ließ sich Pen auf das Polster sinken und tastete stattdessen mit den Fingern nach ihrer Stirn. Ein leichtes Brennen verriet, dass da tatsächlich eine lange Schramme sein musste. *Nicht das auch noch!*

„Pen!“, tadelte Emily, zog beiläufig einen weiteren Arbeitsstuhl zu sich und hockte sich genau vor ihren Schützling, um ihr ins Gesicht zu sehen.

„Was ist denn los mit dir?“

„Nichts!“ Das Lächeln auf Pens Lippen wirkte aufgesetzt und sie wusste bereits jetzt, dass Emily ihr diese Lüge nicht durchgehen lassen würde. Sie probierte es dennoch. „Es ist alles …“

„Nichts ist in Ordnung!“, ging Emily dazwischen und schob sich wieder eine ihrer hellen Haarsträhnen hinter die Ohren. Dabei lächelte sie ihr sanftes Lächeln, bei dem sie die Lippen aufeinander presste und ihrem Gesicht allein durch ihre dunklen Augen diesen so beruhigenden Ausdruck verlieh.

„Ich will nicht darüber reden“, lenkte Pen dennoch ab und senkte den Blick.

„Penelope Knightport! Keine Last ist leichter, wenn man sie allein trägt. Soweit ich weiß, ist es nicht strafbar, seinen Freunden Dinge anzuvertrauen, die einen bedrücken. Ich bin vielleicht eine alte Frau mit Parkinson. Aber wer auch immer dir Kummer macht, wird sich trotzdem vor mir in Acht nehmen müssen!“

Einer von Penelopes Mundwinkeln schob sich nach oben. Wie von selbst glitten ihre Augen durch die unaufgeräumte Werkstatt, über die unzähligen Werkzeuge, Töpfe, Lupen und Lampen hin zu dem Portrait einer wunderschönen Frau mit feurigem rotem Haar, die zu ihnen hinüber zu schauen schien.

„Ich glaube nicht, dass Sarah das gutheißen würde“, sagte sie halb im Scherz und wünschte bereits eine Sekunde später, sie hätte sich auf die Zunge gebissen.

Doch Emilys Lächeln blieb unverändert. „Natürlich würde sie das. Meine Frau war die beste Strafverteidigerin, die diese Stadt je gesehen hat. Sie hätte mich schon rausgehauen.“

„Ich wünschte, ich hätte sie gekannt“, gab Pen in gedämpften Tonfall zu und schaute wieder nach unten.

„Ich auch“, seufzte Emily und sah nun ebenfalls zu dem Foto. Für die Dauer eines Herzschlages trat ein verräterisches Schimmern in ihre Augen. Wenige Jahre, bevor Pen durch reinen Zufall in die Manufaktur gestolpert war und angefangen hatte, das Goldschmiedehandwerk zu lernen, war Emilys Frau Sarah gestorben. Der Brustkrebs hatte sie binnen weniger Monate dahingerafft und Emily innerlich zerbrochen. Ihre bis dahin nur mild verlaufene Parkinson-

Erkrankung hatte einen kräftigen Schub gemacht, sodass Emily nur noch eingeschränkt mit den filigranen Werkzeugen arbeiten konnte. Sie sagte immer, das Schicksal hätte ihr Pen geschickt, mit deren Hilfe sie ihre Werkstatt hatte behalten können. Dabei ging es Pen genau umgekehrt: Emilys Werkstatt war vom ersten Moment ihre Zuflucht gewesen. Hier konnte sie sich vor dem verstecken, was ihr Leben zerstört hatte. Sie konnte vergessen. Sie konnte warten.

„Allerdings hätte Sarah dir auch gesagt, dass du dringend aufhören solltest, deinem Exfreund nachzutrauern. Ich will dir das bereits seit zwei Jahren sagen: Dieser Oliver war nie gut genug für dich."

Emily zwinkerte Pen zu, doch die reagierte nicht darauf. Stattdessen murmelte sie nur: „Aber gut genug für meine beste Freundin?"

Emily starrte sie fragend an und Pen konnte regelrecht dabei zuschauen, wie sich die Erkenntnis langsam auf ihre Züge legte. Immer wieder war sie erstaunt, mit welcher Empathie und Fürsorge Emily an Pens Leben teilnahm. Sie kannte all ihre Freunde, ihre Sorgen und ihre Nöte. Es gab kein Geheimnis, von dem Pen nicht wünschte, sie könnte es ihr anvertrauen. Emily hatte wie durch ein Wunder einen Platz in Pens Leben eingenommen, der viel zu lange leer geblieben war.

„Willst du mir damit sagen, Oliver und ..."

„Ich habe sie vorhin gesehen. Ihn und Kate."

„Aber ..., aber bist du sicher?"

„Ja, ich bin sicher", erklärte Pen und wunderte sich selbst, wie nüchtern sie eigentlich klang. Dabei zog sich ihr Brustkorb bei diesen Worten schmerzhaft zusammen und für einen Moment glaubte sie, ihr bliebe die Luft weg. Die Erinnerung daran, wie der Mann, in den sie wenige Wochen zuvor noch so verliebt gewesen war, sich vorgebeugt und ausgerechnet ihre beste Freundin geküsst hatte, schnürte ihr den Hals zu. „Ich habe sie gesehen."

„Und haben sie dich …“

Pen winkte ab, doch in ihrem Kopf hallte es wider und wider: *Sie sehen mich nicht. Niemand sieht mich.*

„Danach bin ich einfach hierhergekommen.“

„Und wie ist dann das da passiert?“, fragte Emily und tupfte mit einem Tuch sanft auf Pens Stirn. Unbemerkt hatte sie aus einer der vielen Schubladen der Werkbank ein Pflaster hervorgezogen und brachte dies jetzt mit geübter Routine an Pens Kopf an. Emily legte seit jeher großen Wert darauf, auf jede mögliche Verletzung in ihrem Arbeitsbereich vorbereitet zu sein. Pen vermutete, dass man mit dem medizinischen Material in dieser Werkstatt ganz Hatton Garden versorgen könnte.

„Das …“ Pen stockte, hatte plötzlich Schwierigkeiten, die richtigen Worte zu finden. Die Erinnerung an das Taxi und ihren Sturz rauschte vor ihrem geistigen Auge nur so vorbei. „Ich bin hingefallen. Das heißt, eigentlich bin ich nicht gefallen. Aber nicht aus Versehen, sondern weil er mich beschützen wollte. Er hat mich … er hat mich … gerettet, schätze ich?“

Emilys Augen zogen sich bei Pens Redeschwall eng zusammen und einer ihrer Mundwinkel hob sich zu einem feinen Lächeln.

„Wer?“, fragte sie beinahe schon verschwörerisch. „Wer hat dich gerettet?“



KAPITEL 4

RAMSES

Sie sind hier.

Unter der schwarzen Kapuze verborgen beobachtete er mit stechendem Blick, wie die beiden Gestalten durch die große Eingangshalle vom St Bartholomew's Hospital schritten. Grelles Sonnenlicht fiel durch die gläserne Decke auf die Erde und tauchte sie in Gold. Die sonst so akkurat frisierten schwarzen Haare der jungen Frau wurden durch ihren schnellen Gang aufgewirbelt und er konnte deutlich sehen, wie entschlossen sie nach vorne schaute.

Ihr Begleiter ließ den Kopf hängen, hantierte nervös mit dem Ärmel über seinem linken Unterarm und wirkte dabei auch dank seines schmalen Körperbaus eher wie ein Junge als ein Mann. Als Ramses ihn sah, regte sich etwas in seinem Brustkorb. Ein vertrautes Kribbeln machte sich breit, arbeitete sich vor, bis er es in seinen Fingerspitzen zu spüren glaubte. Er versuchte, das Gefühl zu unterdrücken, sich nicht darauf einzulassen. Erst als er tief Luft holte und die Augen für einen Moment schloss, gelang es ihm, das Kribbeln und die Gedanken, die es mit sich brachte, zu vertreiben.

Als er die Lider wieder hob, stellte er fest, dass der junge Mann stehen geblieben war. Als hätte ihn etwas aufgeschreckt, drehte er sich um, ließ seinen Blick über die vielen Menschen schweifen, die in dem Krankenhaus ein- und ausgingen. Er suchte nach etwas. Er suchte nach jemandem.

Instinktiv machte Ramses einen Schritt nach hinten, zog sich tiefer in den Schatten des Ganges zurück, bis er sicher sein konnte, dass ihn die Dunkelheit verschluckt hatte.

Die Frau blieb ebenfalls stehen, machte auf dem Absatz kehrt und eilte auf den jungen Mann zu. Mit einem eindeutig verärgerten Gesichtsausdruck baute sie sich vor ihm auf und redete auf ihn ein.

Er konnte nicht verstehen, was sie miteinander besprachen und das war auch nicht wichtig für ihn. Entscheidend war allein, dass sie hier waren, dass auch sie nach London gekommen waren, zweifellos ebenfalls um den Ring zu suchen. Kurz überlegte er, ob er Verstärkung rufen sollte. Wenn sie genau wie er hinter dem Ring her waren, könnten sie ihm in die Quere kommen. Das musste er um jeden Preis verhindern.

Als hätte jemand seine Gedanken gelesen, vibrierte das kleine Gerät an seinem Gürtel. Ohne den Blick von den beiden in der Halle zu nehmen, hob Ramses eine Hand und tippte den winzigen Kopfhörer in seiner Ohrmuschel an.

„Ja?“, raunte er mit tiefer Stimme.

„Wir haben zwei Zielobjekte identifiziert. Sie halten sich aller Wahrscheinlichkeit nach im Hospital auf.“

Der Mann am anderen Ende der Leitung sprach vollkommen monoton, klang fast wie eine Maschine. Bei dem Wort 'Zielobjekt' konnte Ramses nicht anders, als die Kiefer aufeinander zu pressen. Was für ein unpassendes Wort.

„Ich weiß“, gab er so gelassen wie möglich zurück. „Ich habe Sichtkontakt.“

„Sollen wir zugreifen?“

Ramses ließ sich für seine Antwort Zeit. Er beobachtete die zwei 'Zielobjekte', wie sie einander zunickten, sich wieder dem Ausgang zuwandten und nun Seite an Seite durch die Halle schritten, ganz offenbar ein klares Ziel vor Augen.

„Nein", raunte Ramses in das Mikrofon, während sich in seinem Kopf ein Plan formte. „Lasst sie laufen."

„Aber ..."

„Das war ein Befehl!"

Die Stille am anderen Ende der Leitung missfiel Ramses und er war nicht überrascht, als nur Sekunden später erneut Widerworte an sein Ohr drangen. „Unsere Anweisungen lauten ..."

„Die zwei sind aus einem Grund in London!", ging Ramses scharf dazwischen und brachte den Mann damit zum Verstummen. „Sie wissen irgendetwas. Ich will herausfinden, was."

„Sollen wir sie verfolgen?", kam die prompte Rückfrage.

Auch dieses Mal ging Ramses nicht direkt auf die Frage ein. Er dachte an den Ring, an die Tatsache, dass auch die beiden ihn um jeden Preis finden wollten. Wussten sie tatsächlich mehr als er?

„Nein", sagte Ramses schließlich ruhig und zog den kleinen Zettel aus seiner Hosentasche. Nachdenklich entzifferte er die handgeschriebene Adresse, während er die nächsten Schritte überlegte.

„Ich weiß genau, wo sie hinwollen."

✦ ✦ ✦

ENDE DER LESEPROBE

Wie geht es weiter?



»Pharaonenblut« gibt es signiert als Hardcover mit Farbschnitt und Charakterkarten
direkt bei mir im Shop.

Jetzt weiterlesen

shop.freyavonkorff.com

Neuigkeiten, Extras und Termine bekommst du über meinen Newsletter auf freyavonkorff.com.